

Seht geehrte Frau Präsidentin, Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Zuerst einmal möchte ich mich bei allen Damen und Herren bedanken, die zu der heute erfolgten Ehrung meines Vaters beigetragen haben. Besonders herzlich verbunden fühle ich mich dabei mit den Schülerinnen und Schülern sowie Lehrerinnen der Voltaire-Schule, mit Herrn Professor Dr. Morsch, Leiter der Gedenkstätte Sachsenhausen, mit Herrn Schubert und der Potsdamer SPD und vor allem auch mit der unermüdlichen Frau Naumann vom Fachbereich Kultur und Museum der Stadtverwaltung Potsdam.

Für mich ist das heute ein glücklicher Tag - und ein trauriger zugleich. Einerseits bin ich unsagbar froh, dass meinem Vater endlich die öffentliche Aufmerksamkeit zuteil wird, die andere bereits seit vielen Jahren erhalten, obgleich manche von ihnen ihren Widerstandswillen gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten erst sehr spät entdeckten, einige sogar erst, als der Krieg verloren war, derweil mein Vater Hitler und seine Gefolgsleute schon bekämpfte, als sie noch dabei waren, die Weimarer Republik zu zerstören. Woran es lag? Manchmal denke ich, er war eben kein Prominenter, gehörte zur Masse der so genannten Namenlosen. Das mag etwas verbittert klingen, und vielleicht stimmt's ja auch nicht. Doch so ganz grundlos hat ja wohl Bertolt Brecht seinen Mackie Messer nicht in der Dreigroschenoper singen lassen: „Denn die einen sind im Dunkeln / Und die andren sind im Licht / Und man siehet die im Lichte / Die im Dunkeln sieht man nicht“.

Andererseits wird das Glück dieses Tages natürlich auch von Trauer begleitet, einer Trauer allerdings, die schon lange Teil meines Lebens ist. Schließlich gedenken wir hier eines Mannes - und ich möchte auf gar keinen Fall auch meine Mutter vergessen - denen beide ein glücklich-erfülltes Leben verwehrt wurde. Verwehrt von einem verbrecherischen Regime und

einigen gewissenlosen Denunzianten. Ich war neun Jahre alt, wir wohnten damals noch in der Auguststraße, die heute Tuchmacherstraße heißt, als an einem Sonntag Männer in braunen Uniformen meinen Vater zum ersten Mal abholten und ihn erst ein paar Wochen aus ihrer Gewalt entließen. Mit einem zerschlagenen Gesicht kehrte er heim, und er sprach nur mit meiner Mutter darüber, was sie ihm angetan hatten. Anfang 1933 war das, die Nazis waren man gerade ein paar Tage an der Macht, doch sie ließen sofort erkennen, wie sie zu regieren gedachten. Hermann Göring, Ministerpräsident in Preußen, hatte am 22. Februar Angehörige der SS, SA und des „Stahlhelm“ zu Hilfspolizisten ernannt und ihnen damit das Recht zu willkürlichen Verhaftungen und anderer Drangsalierungen gegeben. Die uniformierten Schlägertrupps nutzten diesen Freibrief umgehend aus, mit ihren Gegnern abzurechnen. Viel später erfuhr ich den Grund, warum mein Vater auf ihrer Liste stand: Er war ihnen nicht nur durch seine Zugehörigkeit zu den Sozialdemokraten aufgefallen, vor allem aber hatte er als Betriebsrat bei den Charlottenburger Wasserwerken gegen die unmittelbar nach dem Machtantritt Hitlers erfolgte Absetzung jüdischer Vorstandsmitglieder des Werkes protestiert. Aussichtslos natürlich.

Wahrscheinlich spürte ich als Kind nur instinktiv die Angst, die von nun an wie ein dunkler Schatten über unserer Familie lag. Ein Traum allerdings quälte mich damals, den ich mein Leben lang nicht vergaß: Ich sah darin meinen Vater an einem Bretterzaun stehen, an dem er von uniformierten Männern erschossen wurde. Ich erinnere mich, meiner Mutter von diesem Traum erzählt zu haben und sie meinte, ich sollte das besser für mich behalten. „Du weißt doch: Träume sind Schäume“, sagte sie tröstend.

Als sie meinen Vater dann Jahre später in den Todesacker Sachsenhausen brachten, war ich achtzehn, ein blutjunger Soldat, längst nicht mehr zu

Haus. Meine Mutter musste arbeiten gehen, bei der Arado, dort, wo jetzt der Verlag der Märkischen Allgemeinen steht. Sie brauchte dringend den kleinen Verdienst für die Miete und um überhaupt mit meinem sieben Jahre jüngeren Bruder leben zu können. Wie sehr hätte sie jetzt Beistand gebraucht, zumal sie auch noch schwer krank wurde. Wenige Tage nach ihrem 46. Geburtstag, am 29. November 1942, bekam sie die Nachricht, dass ihr Mann am 5. Dezember verstorben sei. Und wieder einige Tage danach wurde ihr die Asche ihres in Sachsenhausen zu Tode gequälten Mannes geschickt – in einer alten, zerbeulten Konservendose. Wenige Wochen später folgte sie meinem Vater ins Jenseits, eine zutiefst verzweifelte Frau. Hilfe erhielt sie in den letzten Wochen ihres Lebens lediglich von Herrn und Frau Lehmann, ihren direkten Nachbarn im Haus Großbeerenstraße 152. Dies zu erwähnen ist mir wichtig, denn Herr Lehmann war Blockwart der Nazi-Partei. Das hinderte ihn nicht, meiner Mutter zur Seite zu stehen, derweil andere sie ängstlich mieden. In Diktaturen suchen die wenigsten Menschen Nähe zu so genannten Staatsfeinden, doch manchmal sind es gerade die, bei denen man es am wenigsten vermutet. Die Welt, in der wir leben, so lehrt uns das Beispiel der Lehmann'schen Nachbarn, ist wohl nicht zu verstehen, wenn man sie nur in Schwarz oder Weiß sieht und die Zwischentöne nicht beachtet.

Das alles ist jetzt weit über siebzig Jahre her. Seitdem begleiten mich meine Eltern in Bildern. In den stillen Stunden krame ich die Fotos heraus, spreche in Gedanken mit meinem Vater, mit meiner Mutter - wenn ich ratlos bin, dann überlege ich, wie sie jetzt wohl handeln würden. Bei politischen Problemen sinniere ich, wie mein Vater darauf reagieren könnte. Ich schaue mir das Bild meines Bruders an und frage mich, ob ich nicht besser auf ihn hätte aufpassen müssen, als er, nicht einmal zwanzig und der Krieg war noch aller Orten sichtbar, sterben musste. Und irgendwie spüre ich in

solchen Stunden oft etwas, was man nicht erklären kann. Fast scheint es, als als würden sie mich verstehen, mich beobachten und begleiten, die da auf den Bildern zu sehen sind.

Was ich eben gesagt habe, soll um Gotteswillen nicht den Eindruck vermitteln, ich fühle mich als Alleingelassener. Der Herrgott, das Schicksal. oder wie immer man es nennen will, das unser Tun und Denken lenkt – es hat mir eine Frau und Kinder an die Seite gestellt, wie ich sie in ihrer Liebe und Solidarität, ihrem Verständnis und steter Hilfsbereitschaft jedem nur wünschen kann. Mich dafür bei ihnen zu bedanken, das will ich auch hier nicht versäumen.

Das Leben mit all seinen nicht vorhersehbaren Kurven und Wendungen hat meine Frau und mich bereits vor einem halben Jahrhundert nach Hamburg geführt. Eigentlich sollte man meinen, dies sei eine lange Zeit, die ausreichen müsste, sich an Alster und Elbe zu Hause zu fühlen. Wir leben ja auch gern dort, haben dort gearbeitet, Freundschaften geschlossen, uns eingerichtet, wie man so sagt. Aber Heimat? Nein, Heimat ist für mich dort, wo man geboren wurde, wo man seine Wurzeln hat, wo die Erinnerungen an Kindheit und Jugend liegen und bei mir besonders die an meine Eltern. Ich meine, Erinnerungen kann man richtig nur an dem Ort lebendig werden lassen, wo sie einst Wirklichkeit waren.

Deshalb also führt uns der Weg alle paar Monate wieder nach Potsdam, nach Babelsberg, das bis in die dreißiger Jahre hinein noch Nowawes hieß. Und dann sehe ich mich mit meinem Vater Fußball spielen in dem kleinen Wäldchen, das damals hinter den Häusern der Großbeerstraße lag. Ich erinnere mich, wie er mit Freunden diskutierte, von denen ich erst später erfuhr, dass sie alle Sozialdemokraten waren, wie er. Ich denke an meine

Mutter, die in Potsdam geboren wurde und dort als Kind und junge Frau noch die Kaiserzeit erlebte. Manchmal erzählte sie von den prächtigen Paraden im Lustgarten vor dem Stadtschloss, wenn jemand aus der kaiserlichen Familie Geburtstag feierte. Für die selbst war das wohl alles nur ein bunter, schöner Traum, denn ihr eigenes Leben war das einer schlichten Hausfrau, angefüllt mit der Erziehung der Kinder und reich nur an Arbeit. Ich vergesse nie, wie sie sich an Waschtagen schinden musste, wie sie jeden Groschen dreimal umdrehte, bevor sie ihn ausgab, wie sie sich neben all ihrer Hausarbeit an Hand von Schnittmusterbögen eine Bluse, ein Kleid nähte, um es nicht kaufen zu müssen, und wie froh sie war sonntags, weil sie dann mal etwas länger schlafen konnte, Vater das Frühstück machte und weil es nachmittags richtigen Bohnenkaffee gab, nicht den sonst üblichen „Mucke-Fuck-Malzkaffee, den heute kaum noch jemand kennt. Erinnerungen! Ich sehe uns zum „Landsmann“ spazieren, einem Gartenlokal an der Leipziger Straße, wo Familien Kaffee kochen konnten, dazu den mitgebrachten Kuchen verzehrten und wir Kinder auf dem Spielplatz tobten. Ich denke an Fahrten mit dem Paddelboot zum Königswald, an die Badeanstalt gegenüber der Gedächtniskirche, an die paar Quadratmeter Garten hinter unserem Haus, in dem Vater kaum glaubliche Mengen an Obst, Gemüse und Blumen zog.

Manchmal fragte ich ihn nach Kriegserlebnissen, doch darüber schwieg er. Ich wusste nur, dass er von 1914 bis 1918 an der Front war, anfangs in Russland, dann in Frankreich. Und dann hatte ich einmal das Eiserne Kreuz entdeckt, mit dem er ausgezeichnet worden war. In einem Schrank lag es versteckt. Aber nein, über den Krieg sprach mein Vater nicht. Dabei diskutierte gern, auch mit mir. An ein Gespräch erinnere ich mich besonders. Ich ging auf die Konfirmation zu, und der Pfarrer hatte uns über die Bergpredigt unterrichtet. Da fragte er, wie es denn sein könne, dass man

seine Feinde lieben solle und beten für die, die uns verfolgen, so wie es Jesus im Matthäus-Evangelium gefordert hatte. Das entzog sich seinem Verständnis. Er war nicht gottlos, mein Vater, aber viel blieb ihm fremd, was in den Kirchen gepredigt wurde. Aber wie sollte er auch die lieben, die ihn verfolgten, nur weil er politisch anders dachte als sie? Und natürlich war er deshalb auch kein Pazifist. Das könne man erst dann sein, sagte er einmal, wenn es auf der Welt ausnahmslos nur noch Pazifisten gäbe. Also nie, setzte er noch spöttisch hinzu.

Dann kamen diese Tage, an denen Vater wusste, dass sie ihn bald abholen würden. Denn sie hatten ihn bereits von seiner üblichen Arbeitsstelle als Kontrolleur abgezogen, und er war darüber informiert worden, dass ein Ehepaar in Zehlendorf und ein anderes in Babelsberg ihn angezeigt hatten. Wegen feindseliger Äußerungen, die er ihnen gegenüber gemacht hatte - über Hitler, über die Nazis, über den von ihnen angezettelten Krieg. Seine Sorge galt nun vor allem der Familie, ob und wie er sie vor der bei den Nazis geübten Sippenhaft schützen konnte. Am 14. Oktober 1941 wurde er verhaftet und kam zuerst in das Potsdamer Gefängnis in der Lindenstraße. Dort habe ich meinen Vater zum letzten Mal gesehen, als mir ein kurzer Besuch erlaubt wurde. Seitdem verfolgt mich das Bild des gedemütigten, von Angst gezeichneten Mannes, der gerade dabei war, eine Treppe zu scheuern. In seiner Nähe ein Gestapo-Mann, eine Reitpeitsche in der Hand. Er hatte wohl mal gute Laune, denn er erlaubte mir, Vater ein paar Zigaretten zu geben. Als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er leise: „Grüß’ bitte Mama, und stehe ihr bei“.

Ein paar Wochen später verurteilte ihn ein Berliner Sondergericht wegen Vergehens gegen das Heimtücke-Gesetz zu einem halben Jahr Gefängnis. Heimtücke! So nannten sie es, wenn man sich gegen sie, gegen die Partei,

gegen die Regierung aussprach. Dabei wäre es doch richtiger, diejenigen heimtückisch zu heißen, die jemanden denunzierten.

Doch es blieb ja nicht bei dem halben Jahr Haft. Als er aus dem Gefängnis in Moabit entlassen wurde und meine Mutter ihn vor dem Tor erwartete, durfte sie ihren Mann ihn nicht einmal begrüßen. Zwei Gestapo-Männer und ein Auto mit laufendem Motor warteten nämlich ebenfalls bereits auf meinen Vater, und so begann sein Weg nach Sachsenhausen, der letzten Station seines Lebens. Ein gutes halbes Jahr später war er tot.

Was war das überhaupt für ein Mensch, den wir heute ehren? Ach, hätte er nicht diesen Mut gehabt, gegen den Stachel der Diktatoren anzugehen – man würde Gleiche millionenfach finden. Er trank nicht, höchstens mal ein Bier, rauchte gern, stritt sich nie mit seiner Frau, dafür oft mit seinem Vater über Politik, gern und gut spielte er Mandoline, manchen Sonntag ging's zum Fußball bei 03, er lieferte jeden Freitag zuhause seine Lohntüte mit dem geringen Verdienst ab, Arbeitszeit 48 Stunden pro Woche, natürlich auch sonnabends, 14 Tage Urlaub im Jahr, nie in seinem Leben verreist gewesen. Mutter natürlich auch nicht.

Ja, so war das Leben damals. Könnten sie noch einmal auf unsrige Welt kommen, sie würden glauben, seit ihrem Tod seien mindesten tausend Jahre vergangen.

Die Grabstätte meiner Eltern liegt nur wenige hundert Meter von hier entfernt auf dem Friedhof in der Großbeerenstraße. Wir haben sie auch in den späten Jahren der DDR immer besucht. Herr Matthias Platzeck, damals Oberbürgermeister in Potsdam, hatte dafür gesorgt, dass sie ewiges Ruherecht erhielt. Und in Papieren der Stasi durften wir dann später lesen,

wie sie uns bei diesen Besuchen auf Schritt und Tritt beobachteten, wie sie Zeichnungen anfertigten, an welchen Gräbern wir stehen geblieben waren, wie sie die Blumen, die wir auf dem Grab meiner Eltern gepflanzt hatten, untersuchten, ob sie nicht vielleicht einen „toten Briefkasten“ verdeckten. Hin und wieder besuche ich auch die Gedenkstätte in Sachsenhausen, das ehemalige Konzentrationslager. Und stets halte ich mich dann längere Zeit an dem Ort auf, in dem die Leichen der umgekommenen, ermordeten Häftlinge gesammelt wurden, bevor sie in die Verbrennungsanlage gebracht wurden. Ich will dann immer am liebsten allein sein, allein mit meinen Gedanken, allein mit meiner Trauer.

Einmal habe ich mit einem Bekannten über das Schicksal meines Vaters gesprochen. Der meinte, wenn er seine sozialdemokratische Gesinnung nicht so deutlich gemacht hätte, wäre ihm und seiner Familie vermutlich vieles erspart geblieben. Grober gesagt: Selber schuld, hätte er doch seinen Mund gehalten! Ich war natürlich ganz anderer Meinung, zumal mir ja ein ähnliches Los in der DDR zuteil wurde. Doch manchmal grübele ich doch darüber, ob es überhaupt einen Sinn habe, sich als einzelner gegen eine menschenverachtende Diktatur zu stellen. Führt das nicht über kurz oder lang zwangsläufig ins Märtyrertum? Und überhaupt: Gewalt gehört doch zur Menschheit, so lange es sie gibt. Und Feindseligkeit begleiten uns obgleich wir immer wieder schwören: Nie wieder Krieg! Ist es also nicht wirklich ratsamer, den Mund zu halten, nichts zu tun, was die Diktatoren verärgern könne? Ist es nicht richtiger, sich anzupassen?

Ja, das könnte ihnen so passen! Die Faust in der Tasche ballen, vielleicht mal am Stammtisch meckern, aber ansonsten den braven Bürger spielen. Anpassung eben. In Deutschland haben wir ja unsere bitteren Erfahrungen mit zwei menschenverachtenden Diktaturen gemacht. Und dabei haben wir



doch lernen müssen, dass Anpassung keine Schutz-Garantie bietet. Hitler ließ Millionen Juden vergasen, erschießen, erschlagen, die keinen Widerstand geleistet hatten, die einfach nur deshalb verfolgt wurden, weil sie Juden waren. Und Stalin machte gnadenlose Jagd auf Menschen, nur weil sie anderer Herkunft waren, Klassenfeinde, wie er sie nannte, und nicht einmal die Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei schützte sie vor seinen Henkern. Wahre Gebirge an Leichen errichteten sie. Und die weitaus meisten dieser ermordeten Menschen hatten keinen Widerstand geleistet. Hat sie das etwa geschützt? Waren sie nicht dennoch dem gewaltsamen Tod ausgeliefert?

Nein, wir dürfen sie nicht gewähren lassen, selbst dann nicht, wenn sie über totale Macht verfügen. Widerstand nicht zu würdigen ihn nicht zu ehren, die Anpassung ihm vorzuziehen – das hieße, die noch einmal zu opfern, die schon um der Freiheit und Gerechtigkeit willen Opfer wurden. Es ist sicher richtig, dass offene Auflehnung gegen Diktatoren nicht von jedem verlangt werden kann. Die wissen nur allzu gut, wie sie Menschen einschüchtern können. Und der Preis, der für Rebellion gezahlt werden muss, ist hoch, schrecklich hoch. Wer dennoch Auflehnung wagt, darf deshalb nicht auch noch gescholten werden. Armselig ein Volk, das so verfahren würde.

Überhaupt hat ja Widerstand unterschiedliche Gesichter. Mein Vater gehörte nicht zu denen, die mit der Waffe die Nazis bekämpften. Das Instrument seines Widerstandes war das freie Wort. Seine Meinung offen und jedem zu sagen, das ließ er sich nicht nehmen. Ob er um die Gefahr wusste, die dahinter lauerte? Oder hatte er sich einfach Arglosigkeit gegenüber anderen Menschen bewahrt? Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß, dass ich stolz auf ihn sein kann. Stolz, weil er im Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie „Der Freiheit verpflichtet“ Aufnahme fand. Dieser Stolz allerdings ist zugleich Verpflichtung, gerecht werde ihm nur, wenn ich versuche, meinem Vater in seiner Standhaftigkeit gegen Diktaturen zu folgen. Es ist heute nicht schwer, in einem freien Rechtsstaat gegen die anzutreten, die diese Freiheit bedrohen, dazu bedarf es keines besonderen Mutes. Es gehört dazu lediglich das Wissen, dass Freiheit und Demokratie keine Selbstverständlichkeit sind. Sie sind uns nicht unserer blauen Augen willen auf alle Ewigkeit hin geschenkt worden. Vielmehr muss man bereit sein, für ihren Erhalt einzutreten. Hamburgs legendärer Erster Bürgermeister Herbert Weichmann hat einmal gesagt, die Weimarer Republik sei nur deshalb den Nazis in die Hände gefallen, weil zu wenige willens waren, für sie zu kämpfen. Etwa so wie mein Vater.

Deshalb werde ich nicht aufhören, in ihm und meine Mutter Vorbilder zu sehen. Und auch in all den anderen, denen ein gleiches Schicksal widerfuhr. Um letztlich noch einmal auf die vorhin bereits erwähnte Bergpredigt zurück zu kommen – in einer Forderung können wir ihr nämlich alle folgen. Nämlich wenn Jesus sagt: „Selig sind die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihnen gehört das Himmelreich“.